

BIOGRAFIE

Aló Presidente!



Radikaler Reformier oder autoritärer Caudillo? Venezuelas Präsident Hugo Chávez.

(Foto: Imai.ch)

Christoph Twickel skizziert in seinem Porträt von Hugo Chávez die Widersprüchlichkeiten der "bolivarianischen Revolution".

Die einen halten ihn für einen autoritären Populisten, die anderen für den wichtigsten Revolutionär unserer Zeit. Wenn von Venezuelas Präsident Hugo Chávez die Rede ist, kommt kaum ein Autor ohne ideologisch geprägte Muster aus. Der einstige DDR-Oppositionelle Wolf Biermann bezeichnete ihn jüngst in der deutschen Wochenzeitung "Die Zeit" als "finstere Lichtgestalt" in der Tradition von Adolf Hitler, Saddam Hussein und Augusto Pinochet, die Berliner "taz" titelte eine Debattenseite mit der Frage: "Wird Venezuela zur Diktatur?".

Vielen Linken dagegen ist jede Kritik an Chávez' Einsatz für den "Sozialismus des 21. Jahrhunderts" pure Blasphemie. Wie andere lateinamerikanische Bewegungen dient ihnen auch die "bolivarianische Revolution" als Projektionsfläche, um wenigstens jenseits des Atlantiks revolutionäre Träume verwirklicht zu sehen. Entsprechend empfindlich reagiert man auf kritische Nachfragen über undemokratische Strukturen oder freut sich über das verbalradikale Gepolter des Bush-Hassers Chávez. Immer wieder stoßen dessen Tiraden gegen den "Mister Danger" bei globalisierungskritischen Treffen auf Begeisterung, obwohl sie meist an intellektuellem Niveau zu wünschen übrig lassen.

Diktator oder Befreier - im Streit der Gewissheiten ist es schwierig, zwischen Schwarz und Weiß die Grautöne herauszuarbeiten, die eine objektive Einschätzung zulassen. Dem Journalisten Christoph Twickel ist es gelungen, diesem Dilemma zu entinnen. Auch wenn der Autor unüberlesbar Sympathien für die

"bolivarianische Revolution" hegt, widmet er sich in seiner Biographie "Hugo Chávez" dem Thema mit professioneller Distanz. Er erzählt die Geschichte eines aufsässigen Fallschirmspringer-Offiziers und begabten Showmasters, die zugleich die Geschichte der jüngeren venezolanischen Linken ist. Denn auch wenn der Staatschef für selbstherrliches Auftreten und politische Alleingänge bekannt ist, sagt er von sich zu recht: "Ich bin ein Produkt der Umstände".

Die Umstände: Als Chávez 1971 seine Karriere auf der Militärakademie begann, teilten sich zwei Parteien Macht und Geld in dem erdölproduzierenden Staat. Es folgte die Zeit der Ölkrise, die Ära des "saudischen Venezuelas", in der Milliarden in die Staatskassen flossen, während ein großer Teil der Bevölkerung in Armut lebte. Trotz steigender Erdölpreise wuchs die Kluft zwischen Arm und Reich. Auch der Soldat Chávez stammte aus ärmlichen Verhältnissen. Anfang der Achtzigerjahre schloss er sich einer Gruppe von Militärs an, die mit einem "zivilmilitärischen Pakt" die herrschenden Eliten stürzen wollten. Lange Zeit agierten die Armeeangehörigen im Verborgenen. Sie verhandelten mit linken sowie bürgerlichen Organisationen und planten einen Umsturz, der von einem allgemeinen Aufstand begleitet werden sollte.

"Revolution als Talkshow"

Doch bevor die Verschwörer zum Zuge kamen, sorgte der "Caracazo" von 1989 für neue Verhältnisse: Nachdem der sozialdemokratische Prä-

sident Andrés Pérez die Umsetzung neoliberaler IWF-Auflagen verkündete, reagierte die Armutsbevölkerung von Caracas mit massiven Plünderungen. Die Regierung antwortete mit brutaler Repression. Mindestens 400 Menschen wurden erschossen.

Dennoch lebte die Hoffnung weiter: Die bislang gesellschaftlich Ausgeschlossenen organisierten sich. Der Boden für die erste große Sympathiewelle für Chávez war geschaffen. Zwar scheiterten die linken Militärs mit ihrem Putschversuch vom 4. Februar 1992, doch von nun an begann der Aufstieg des Offiziers, der sich als unaufhaltsam herausstellen sollte. Zwei Jahre Haft verbüßte Chávez wegen des gescheiterten Putsches, und dennoch mauserte er sich zum Frontmann der Bewegung. "Die gemeinschaftlich produzierte Wunschvorstellung der Marginalisierten" sei in dem Politiker Chávez aufgegangen, erklärt Twickel und hilft damit zu verstehen, warum der Oberst im Dezember 1998 die Präsidentschaftswahl mit 56 Prozent der Stimmen gewinnen konnte. Die "strahlende Figur des aufständischen Fallschirmspringers" sei an die Stelle aufwändiger Vollversammlungen getreten.

Es ist nicht zuletzt dieses paternalistische Verhältnis zur Bevölkerung, das den Erfolg von Chávez bis heute ausmacht. Man verehrt ihn als hemdsärmeligen Revolutionär, der Klartext spricht und die Erdöleinnahmen in Sozialprojekte steckt. Oder als freundschaftlichen Berater, der jeden Sonntag in seiner Fernsehsendung "Aló Presidente" Probleme im Zwiegespräch mit dem Volk regelt. "Es ist die Revolution als

Talkshow", zitiert Twickel die Zeitschrift "Economist" und verweist auf die messianische Rolle des "sozialistischen Christus", ohne den das Phänomen Chávez nicht zu verstehen ist.

Ausführlich beschäftigt sich der Autor mit den Versuchen der Chávez-Gegner, den Präsidenten zu stürzen: dem Putsch-Versuch vom April 2002, dem "Streik von Oben" beim staatlichen Erdölunternehmen PdVSA und dem Referendum vom August 2004. Alle diese Angriffe sind gescheitert. Spätestens nach der gewonnenen Volksbefragung sitzt Chávez fester im Sattel denn je - und das bis heute: rund 62 Prozent der Stimmen konnte er bei den Wahlen vom Dezember 2006 für sich verbuchen. Tatsächlich entpuppt sich der "Diktator" als einer der am meisten demokratisch legitimierten Staatschefs weltweit. In der von ihm durchgesetzten Verfassung sind partizipative Elemente festgeschrieben, wie man sie sonst vergeblich sucht. Selbstorganisation wird per Regierungsauftrag unterstützt.

Die Feinde meines Feindes ...

Sind es also nur Propagandalügen, die Chávez als "autoritären Machthaber" denunzieren? Twickel verweist auf die Rolle der Militärs, die neben dem Verteidigungsministerium auch wichtige Ressorts wie die Innenpolitik und Justiz, Infrastruktur und Wohnungsbau kontrollieren. Auch über den Führungsstil des gelernten Soldaten macht sich der Autor keine Illusionen: "Das Personalarkassell des Präsidenten dreht sich schnell, und wer die gewünschten Ergebnisse nicht vorlegen kann, ist seinen Posten bald wieder los".

Was aber ist von einem revolutionären Projekt zu halten, das vom messianischen Eifer eines Mannes abhängt? Hier enthält sich Twickel einer eigenen Meinung, und so entsteht gelegentlich der Eindruck, dass für ihn wie für viele Linke der Zweck notfalls die Mittel heiligt. Dabei lassen neueste Pläne befürchten, dass sich die Machtkonzentration weiter fortsetzt: Nach seinem Wahlerfolg will Chávez nun verfassungsrechtlich festschreiben, dass er auch nach dem Jahre 2013 wiedergewählt werden kann. Künftig soll er seine revolutionären Gesetze am Parlament vorbei per Dekret erlassen können.

Etwas verkürzt wirken Twickels Versuche, die internationale Bündnispolitik des Venezolaners einzuordnen. Nur wenige Zeilen widmet er der Liaison mit dem iranischen Präsidenten und radikalen Antisemiten Mahmud Ahmadinejad, von der palästinensischen Hamas ist überhaupt nicht die Rede. Da sich Chávez im Kampf gegen Bush befindet, sei es "nur folgerichtig, dass die Feinde seines Feindes seine Freunde werden müssen". Der Staatschef versuche, international sein auf nationaler Ebene erfolgreiches Konzept zu wiederholen:

Er sammle Kräfte von links bis rechts, um dem Gegner gestärkt gegenüber zu stehen und gehe dabei mit der Partnerwahl etwas leichtfertig um.

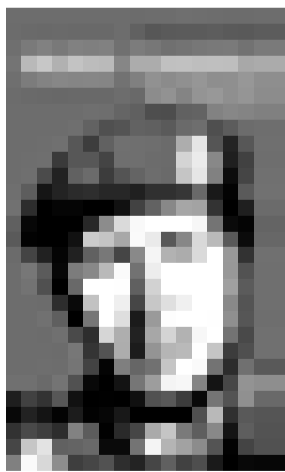
Jüdische Gemeinden schlagen Alarm

Die fragwürdigen Koalitionen hätte jedoch eine genauere Betrachtung verdient. Nicht nur, weil seine Bündnispartner jeglichen Gedanken an gesellschaftliche Emanzipation verhöhnen. Schließlich hat Chávez' "anti-imperialistische Front" mit Islamisten auch im eigenen Land Konsequenzen. So schlugen jüdische Gemeinden jüngst Alarm: Die "offene Unterstützung terroristischer Gruppen" sowie die enge Bindung an Ahmadinejad habe zu einem "Übersprungseffekt" in die venezolanische Gesellschaft geführt, den die 25.000 in Venezuela lebenden Juden zu spüren bekommen: "Antijüdische Graffiti und andere Ausdrucksweisen des Antisemitismus sind zu gefährlichen Gemeinplätzen geworden."

Ist Chávez nur das "Enfant terrible" der Weltgeschichte oder ein gefährlicher Brandredner? Ist er radikaler Reformier oder autoritärer Caudillo? Entertainer oder Staatsmann? Sowohl als auch. Auf viele Fragen kann auch Twickels Biographie keine eindeutige Antwort geben, weil es sie im widersprüchlichen bolivarianischen Prozess nicht gibt. Doch sein Buch lässt die verschiedensten Akteure zu Wort kommen und ermöglicht es dem Leser, sich ein eigenes Bild zu machen. Und wer über die Zukunft redet, bewegt sich ohnehin auf unsicherem Terrain. Denn ob die venezolanischen Bestrebungen zur Emanzipation der Armutsbevölkerung und zugleich zu demokratischen Verhältnissen führen, ist noch nicht ausgemacht. Das hängt nicht zuletzt davon ab, ob die bolivarianischen Revolutionäre dazu fähig sein werden, ihren Vater vom Thron zu stoßen.

Wolf-Dieter Vogel

Wolf-Dieter Vogel ist freier Journalist und lebt in Mexiko-City.



Christoph Twickel - Hugo Chávez. Eine Biographie. Edition Nautilus, 352 Seiten.